

*Charles Kadushin, Why People Go To Psychiatrists. New York: Atherton Press 1969. 373 Seiten. Preis: \$ 9,95.*

Untersuchungen über den freiwilligen Gebrauch psychiatrischer Einrichtungen sind selten. Demgemäß sind nur ungenügende Informationen über die Entscheidungsprozesse vorhanden, die zur Wahl eines Psychiaters führen. *Charles Kadushin* legt mit „*Why People Go To Psychiatrists*“ eine Arbeit vor, die geeignet ist, diese Informationslücke – zumindest partiell – zu füllen. Bewerber um eine psychotherapeutische Behandlung in 10 New Yorker Kliniken stellen das Sample dar. Vom Prinzip der Reason Analysis ausgehend, wird ihr Weg von der Wahrnehmung eines persönlichen Problems bis hin zur Wahl des Therapeuten (in Form der Klinik) verfolgt. Der Bedeutung interpersonellen Einflusses wird in diesem

Zusammenhang besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Zentral für die gesamte Analyse ist die Zugehörigkeit der befragten Personen zu verschiedenen „sozialen Kreisen“: gehört der Akteur dem sozialen Kreis „Freunde der Psychotherapie“ aufgrund bestimmter Merkmale an, so ist er in jeder Stufe des Entscheidungsprozesses von anderen Akteuren unterschieden: er nimmt sein Problem in einer anderen Weise wahr, präsentiert also andere Syndrome, wendet sich an einen Psychotherapeuten eher aus eigenem Antrieb und weniger auf den Druck der Umwelt hin usw. Leider werden das Konzept „Sozialer Kreis“ und das Vorgehen bei der Identifizierung des Kreises der „Freunde“ (mit Hilfe der Latent Structure Analysis) nur sehr knapp und komprimiert beschrieben. Der Rückgriff auf eine ausführlichere Darstellung erscheint daher sinnvoll (vgl. *Charles C. Kadushin, The Friends and Supporters of Psychotherapy: On Social Circles in Urban Life*, in: ASR 31, 1966, S. 786–802).

Problematisch an dieser Arbeit ist in erster Linie die auf der Stichprobe basierende Interpretation. Die Bewerber um Psychotherapie haben sich in der Mehrheit bereits zuvor einer professionellen Behandlung unterzogen. Diese Tatsache wird bei der Interpretation zu wenig berücksichtigt. Als schwerwiegend erweist sich überdies das Fehlen einer Kontrollgruppe. Zwar werden die damit zusammenhängenden Fragen kurz diskutiert, die sich ergebenden Konsequenzen werden jedoch nicht immer beachtet. So wird an manchen Stellen eine vorgefundene Beziehung als allgemeingültig dargestellt, ohne auf das Problem selektiver Rekrutierung hinzuweisen. An einer Stelle beispielsweise heißt es: „Social class is not systematically related to

conversation about problems since among applicants for psychotherapy social class is not related to the social environment's favorability to emotional problems as are ethnicity or membership in the friends" (S. 182). Es mag indes sein, daß sich nur die Unterschichtangehörigen um Psychotherapie bewerben, die sich im Hinblick auf dieses Merkmal von Angehörigen der Mittelschicht nicht unterscheiden.

Es kann hier nicht der Ort sein, die Ergebnisse der Untersuchung zu referieren. Ein Phänomen sei jedoch kurz herausgegriffen, weil es für die psychiatrische Soziologie wie für jegliche Psychotherapie von fundamentaler Bedeutung ist: es handelt sich um die Präsentation psychischer Syndrome. Dieses Thema ist bislang weitgehend unerforscht geblieben. Ansätze finden sich am ehesten noch in Arbeiten, die sich mit der Problematik von Diagnosen beschäftigen. Diese Untersuchung zeigt nun, daß Patienten mit Kenntnissen der Psychotherapie (und das ist aufgrund ihrer Popularität in den USA zumeist die Psychoanalyse) eher „psychoanalytische“ Syndrome präsentieren als Patienten ohne Kenntnisse. Die Kenntnis einer Theorie scheint sich also unter bestimmten Umständen in eine der Theorie adäquaten Perception der eigenen Probleme umzusetzen. Zum anderen läßt sich nachweisen, daß sich Kliniken Bewerbern ausgesetzt sehen, deren Syndrome der eigenen theoretischen Orientierung entsprechen: „psychoanalytische“ Syndrome werden Psychoanalytikern präsentiert, andere Symptome den Vertretern der jeweils anderen „Schulen“. Offenbar gibt es je nach Klinik „legitime“ und „nicht legitime“ Probleme; die antizipierten Erwartungen des Therapeuten scheinen also ebenfalls die Präsentation eines Syn-

droms zu beeinflussen. Leider wird dies Thema der *Rückwirkung* psychiatrischer Theorien auf die Phänomene, die den Gegenstand der Theorien bilden, von *Charles Kadushin* nicht näher diskutiert. Auch in der übrigen Literatur wird dieser Aspekt nur äußerst selten behandelt (vgl. allerdings *Peter L. Berger* und *Thomas Luckmann*, *The Social Construction of Reality*, Garden City, N. Y., 1967, S. 173–180). Es erscheint uns jedoch für das Verständnis der Art und Weise, wie Probleme präsentiert werden, von großer Wichtigkeit. Noch von einem anderen Gesichtspunkt her erweist sich die Rückwirkung der Theorien auf ihren Gegenstand als bedeutsam: selektive Rekrutierung und Prozesse der Sozialisation führen zu Syndromschemata, die der jeweiligen psychiatrischen Ideologie genehm sind. Die „Gültigkeit“ der theoretischen Orientierung wird also tendentiell durch die eigenen Patienten bekräftigt, das Orientierungssystem bleibt in seiner Selbstverständlichkeit unerschüttert.

Genau betrachtet handelt es sich hier um einen *doppelten* Rückwirkungsprozeß: zum einen findet ein Einfluß der Theorie auf die präsentierten Probleme statt, zum anderen ein umgekehrter Einfluß der Probleme auf die Theorie. Zweifelsohne bedarf es intensiver Forschung zur Klärung der soeben angedeuteten Beziehungen zwischen Syndrompräsentation und psychiatrischer Ideologie. Noch fehlen die elementarsten Kenntnisse über die Faktoren, die einen Einfluß auf die Präsentation eines Problems ausüben. Ebenso ist unerforscht, wie Psychotherapeuten zur Theoriebildung gelangen.

Insgesamt gesehen nimmt die Soziologie einer Problempräsentation nur einen – wenn auch zentralen – Teil der Arbeit ein, die Präsentation wird als *eine*

von mehreren *Stufen* im Entscheidungsprozeß verstanden und dargestellt. Zweifelsohne steht die Soziologie der Psychiatrie in vielen Bereichen erst in ihren Anfängen, für sie leistet *Charles Kadushins* Arbeit einen Beitrag, der sich trotz verschiedener methodischer Mängel als wichtig erweist. Die theoretische Relevanz ist allerdings mitunter mehr latent als manifest, sie wird vom Autor nicht immer explizit gemacht.

Karl-Heinz Reuband